

Wo es Familien gibt, gibt es Geheimnisse.

Frank Keil geht los, um zu erfahren, von wo er kommt. Eine Erinnerung an Grossmutter, zwei Schnellhefter zum Durchblättern und eine Begegnung mit dem Familienforscher Klaus Riecken

Text: Frank Keil

Verein Männerzeitung, Burgdorf

www.ernstmagazin.com, ISSN 2504 – 4222

Bleichestrasse 34, 8400 Winterthur

Heft 16/2020

Wo es Familien gibt, gibt es Geheimnisse.

Frank Keil geht los, um zu erfahren, von wo er kommt. Eine Erinnerung an Grossmutter, zwei Schnellhefter zum Durchblättern und eine Begegnung mit dem Familienforscher Klaus Riecken.

Text: Frank Keil

I.

Meine Grossmutter väterlicherseits hinterliess mir zwei Schnellhefter mit Familienurkunden. Sie überreichte sie mir eines Vormittags, als ich sie besuchte, um mit ihr mal wieder einen kleinen Ausflug in die Umgebung zu machen. Ich traf sie damals öfter, weil ich mehr über meine Familie erfahren wollte, über die ich so wenig wusste, eigentlich so gut wie gar nichts. Sie war schon weit in den Siebzigern angekommen, und mir war entsprechend klar, dass nicht mehr viel Zeit blieb, wenn ich noch etwas erfahren wollte.

Wir fuhren raus aus der Stadt, wir nahmen den Weg am Deich entlang, hinter dem die Elbe schmutzig-träge ihres Weges floss. Wir schauten auf Gewächshäuser, in denen Gurken und Tomaten sich zum Licht streckten, wir blickten auf Wiesen und Äcker, auf denen das Wasser stand, in dem sich die Wolken spiegelten; dann gingen wir in einem Landgasthof Mittagessen, oft waren wir die einzigen Gäste, sass da, schauten noch mal in die Speisekarte, obwohl wir schon bestellt hatten, während aus der offenstehenden Küche Radiogeräusche herüberwehten: Musik, gutgelaunte Schlager, unterbrochen von Nachrichten, die von einer sonoren Stimme vorgelesen wurden. Bevor wir wieder ins Auto stiegen, ich fuhr damals einen roten VW-Käfer, einen Zwei-Türer, gingen wir ein paar Schritte auf dem Parkplatz auf und ab. Sie war nicht mehr gut zu Fuss. Und wenn wir zurück waren, kochte sie Kaffee und stellte eine Blechdose mit Keksen auf den Küchentisch; zum Erzählen wechselten wir ins Wohnzimmer, in die Stube, die gute Stube, wie sie sagte und wo es immer ein wenig zu warm war, aber ich gewöhnte mich jedes Mal daran.

Manchmal war sie kurz vorm Weinen, wenn sie erzählte, dann nahm ich ihre Hand, und sie holte tief Luft, und sie sprach weiter, während im Hintergrund ihre Wellensittiche krakelten. Sie hatte immer zwei Wellensittiche, einen blauen und einen gelben, und wenn einer starb, dann wurde er nachgekauft. Ihr Bauer stand neben dem Fernseher; schaute sie fernsehen, deckte sie die Vögel mit einem Tuch ab, auch wenn es mitten am Tag war. Wer weiss, was sie sich gedacht haben, wenn es plötzlich dunkel wurde und viele fremde

hektische Stimmen erklangen und das Licht im Wohnzimmer schemenhaft flackerte. Nun aber hatten sie freie Sicht, hüpfen auf den Stangen auf und ab, zerknusperten die Hirsezweige, während meine Grossmutter die Hände faltete und ins Erzählen fand: von der schlechten Zeit, vom immer frühen Aufstehen und der Arbeit in einem mit Kacheln gefliesten Milchgeschäft während der Nazi- und dann der Kriegsjahre, wo ihr die Kälte die Beine hoch kroch und dort blieb; vom letzten Abend und der letzten Nacht erzählte sie, die sie mit ihrem Mann den Bahnsteig auf- und abgehend auf dem schon weitgehend zerstörten Dresdner Hauptbahnhof verbracht hatte, sie wollte mit ihm nicht gehen, in eines der Abteile des bereitstehenden Zuges, der am nächsten Tag in Richtung der zusammenbrechenden Front fahren würde und das die Mit-Soldaten meines Grossvaters bereitwillig geräumt hatten. «Er hatte das gut gemeint, aber so wollte ich das nicht, so nicht, Frank», hatte sie gesagt. Und in der Frühe verabschiedeten sie sich, und sie fuhr zurück in die Siedlung, in der sie mit drei Kindern wohnte, der Hermann-Göring-Siedlung, eine Ansammlung von grau verputzten Häusern, alle einstöckig, mit Hausnummern in klobiger Schrift.

Bei aller Zuneigung meiner Grossmutter gegenüber, blieb ich vorsichtig. Ich wusste, dass sie nicht mit offenen Karten spielte, wie man so sagt. Sie erzählte, was sie erzählen wollte, und was sie störte und was ihr unangenehm war, das liess sie weg. Sie kürzte ab, sie überhörte meine Fragen, sie war durchaus schwerhörig, aber wenn es drauf ankam, dann hörte sie gut und bekam alles mit. So wie sie auch ihren Sohn und dessen Sohn, also ihren Enkel, immer wieder gegeneinander ausspielte. Die beiden Männer waren tief zerstritten, sie wohnten im selben Ort, fast eine Kleinstadt oberhalb von Dresden, einander beinahe gegenüber lagen ihre Wohnungen, sie sprachen miteinander kein Wort, und sie besuchten sie regelmässig, aber keiner erfuhr vom Besuch des anderen. Was zwischen ihnen vorgefallen war, ich wusste es nicht, und auf meine Nachfragen hin antwortete meine Grossmutter nicht, sie stand dann auf und holte

frischen Kaffee von der Kaffeemaschine, die in der kleinen Küche unter dem Apotheken-Kalender mit den Sinnsprüchen (Konfuzius, Mark Twain, Annette von Droste-Hülshoff) vor sich hin summt. Und ich musste mir meinen eigenen Reim auf meinen Onkel machen, ich habe ihn einmal im Leben gesehen, kann mich nur sehr vage an einen hochgewachsenen, polternden Mann erinnern. Aber das kann jetzt auch ausgedacht sein, zusammengesetzt aus einzelnen, kurzen Bemerkungen, wie der, dass er in seinem Leben nie gross Lust zu arbeiten verspürt hätte, weshalb er in seinem Betrieb zur Betriebskampfgruppe ging, bald einen höheren Rang bekleidete, sich vorzugsweise zu den Nachtschichten einteilen liess, die er trinkend und lamentierend im Werkschutzraum unter fahlem Deckenlicht verbrachte, zwischendurch zu vorgegebenen Zeiten über das Werksgelände torkelte, die Maschinenpistole im Anschlag, auf der Jagd nach dem Klassenfeind. Klaus, so hiess er. Klaus Keil. Er soll der Freund meiner Mutter gewesen sein, bevor sie sich dann für seinen jüngeren Bruder entschied.

Jedenfalls: die beiden Schnellhefter. Ich habe sie mir damals nicht richtig angeschaut, auch später nicht. Mir war es lieber, dass meine Grossmutter erzählte und dass ich ihre Erzählungen mit einem Kassettenrekorder aufnahm und später abtippte. Es waren Geschichten, nicht Daten. Nun nehme ich mir die Schnellhefter noch einmal vor, gut zwei Jahrzehnte später, als ich mich daran setze, noch einmal meine Familiengeschichte aufzuschreiben, nur diesmal systematisch. Und ich fühle mich sogleich überfordert, beim Durchblättern, mir sagt das alles nichts, dieser Haufen von brüchigem Papier. Was sind das für Leute? Wie hängen sie mit mir zusammen? Wer ist Johanne Christine Berger, gestorben am 13. September 1866 an der Cholera? Und wer Julius Carl Kolbe, notgetauft am 7. Oktober 1832? Das ist ja ewig lange her.

Ich koche mir einen Kaffee, stelle mich ans Fenster und schaue auf meine Welt. Dann nehme ich mir das erste Blatt vor, die erste Seite, die eingehftet ist. Und ich blicke auf die Geburtsurkunde der Mutter meiner Grossmutter, meiner Urgrossmutter also: Anna Marie Berger, geboren am 7. Juni 1890, in Lugau im Erzgebirge. Blättere weiter, stosse auf das Todesdatum meines Urgrossvaters, dem Unteroffizier und Lederarbeiter Arthur Herrmann Emmerich, gefallen am 11. Juni 1918 mittags um Ein Uhr, da würde der Krieg kein halbes Jahr mehr dauern. Und mir fällt wieder ein, wie meine Grossmutter mir an einem dieser Nachmittage erzählte, wie sehr sie ihren Vater gemocht hätte, der im Herbst 1914 gleich eingezogen worden sei, einmal noch sei er plötzlich aufgetaucht, spätabends habe er an die Scheibe geklopft, in Uniform, auf Urlaub, sei für ein paar Tage geblieben und dann sah sie ihn nie wieder. Vaterlos aufzuwachsen, das würde auch meinem Vater bevorstehen.

Ich finde noch eine Sterbeurkunde von Arthur Herrmann Emmerich, nur diesmal am 1. April 1948 gestorben und am 14. August 1918 geboren und ich bin entsprechend verwirrt. Bis mir klar wird, dass Arthur Herrmann Emmerich der Sohn von Arthur Herrmann Emmerich ist, der schon tot war, als sein Kind zur Welt kam – vermutlich hat man ihm deshalb denselben Vornamen gegeben. Und mir fällt ein, wie meine Grossmutter mir eines Nachmittags unvermittelt von ihrem Bruder erzählt hatte, von dem noch nie die Rede

gewesen war und den es bis dahin für mich nicht gegeben hatte: taubstumm sei er gewesen, nur mit Mühe sei es ihrer Mutter (Anna Marie Berger! Spätere Anna Marie Emmerich...) gelungen, ihn bei sich zu behalten, als in der Nazizeit jemand gleich mehrfach gekommen sei, um ihn in einer Taubstummen-Anstalt unterzubringen und um ihn sterilisieren zu lassen. Was meine Urgrossmutter immer wieder abgelehnt hätte, wie mir meine Grossmutter damals erzählte: sein Taubstumm-sein sei schliesslich die Folge einer schweren, beinahe für ihn tödlichen Geburt gewesen und nicht erblich bedingt, so habe sie gedacht und argumentiert. Bald nach dem Krieg aber sei ihr Sohn an einer Grünspan-Vergiftung gestorben, meine Grossmutter hätte ihren Bruder noch einmal in der Leichenhalle gesehen, aufgeschnitten und wieder zugenäht. Und sie sei nach Hause geeilt, ein langes, weisses Nachthemd zu holen, damit er würdig beerdigt werden konnte und nicht nackt im Sarg lag, der aus Pappe gewesen wäre; ganz unten auf seiner Sterbeurkunde findet sich die Adresse «Weinböhlaer Strasse 48».

Weinböhla. So oft hatte meine Grossmutter diesen Ort genannt, diesen Namen ausgesprochen, immer wieder kam sie auf Weinböhla zurück, wenn es kreuz und quer durch ihre Familiengeschichte ging: «Da geht es ja den Berg hinunter nach Weinböhla...», «linkerhand liegt dann Weinböhla...». Oder: «... wenn man von Weinböhla kommt, dann geht man rechts...», sie sagte es stets mit einer Selbstverständlichkeit, als sei ich schon öfter mit ihr in Weinböhla gewesen, als würde ich mich in Weinböhla bestens auskennen, als würde

«Ich wollte die Erinnerungsmaschine meiner Mutter anwerfen.»

ich jeden Weg nach Weinböhla und von Weinböhla weg wie im Schlaf kennen, dabei bin ich nie in Weinböhla gewesen. Es ist ein Wort, ein Ortsname, der für mich purer Klang ist und dann im nächsten Moment mehr als das: Ich bin dann woanders, ich bin dann in Weinböhla, wenn ich leise und nur in meinem Kopf den Namen «Weinböhla» ausspreche, auch wenn ich nicht weiss, wo ich dann bin.

Und nur einen kurzen, einen sehr kurzen Moment überlege ich, ob ich Google Maps öffnen soll, ob ich «Weinböhla» eintippen soll, damit sich eine Karte öffnet, mit dem roten Pfeil mit dem weissen Kreis in der Mitte, der auf «Weinböhla» zeigen würde; aber selbstverständlich mache ich das nicht, ich will ja Weinböhla behalten. Ich will, dass ich dann still werde, wenn ich für mich den Namen Weinböhla ausspreche und mich an meine Grossmutter erinnere, wie sie im Sessel sitzt, während es draussen dunkel wird, und wie sie davon erzählt, wie sie sich eines Morgens in Dresden in den Interzonen-Zug nach Hamburg setzte, den Hamburger-Zug, noch ist die Grenze offen, noch ist in Berlin die Mauer nicht gebaut, um ihren zweiten Mann zu suchen, der eines Nachts gen Westen verschwunden war, nun bei einer anderen Frau und in Hamburg wohnte. Und sie klingelt an der Tür, die Frau macht auf, sie verlangt nach ihrem Mann, sagt «Nee, Freundchen, so haben wir nicht gewettet», und er kommt mit und sie bleiben beide in Hamburg und kehren nicht nach Dresden zurück, stattdessen folgen meine Eltern ihnen nach, so sei das gewesen, sagt sie, und dann schweigen wir beide, während die beiden Vögel noch immer kopfüber an der Hirse knappern und die Reste zu Boden rieseln, auf ihren nachgemachten Orient-Teppich.

II.

Ich habe wieder meine Corona-Träume. Ich schlafe sofort ein, schlafe ein, ohne es zu merken, stürze in den Tiefschlaf und bin dann die ganze Nacht auf Achse, laufe und tue und mache, statt mich auszuruhen. Am Ende bin ich mit Greta Thunberg unterwegs, wir tragen Tablett mit Kaffee und Kuchen und suchen einen freien Platz in einem Gartenlokal, dann stehen wir in einer Schlachtereierei und Greta bewundert die roten, abgehangenen Steaks, die in einem Reifeschrank hinter einer Scheibe hängen, dabei dachte ich, Greta ist bestimmt Vegetarierin, aber das scheint nicht so zu sein.

Ich schaue auf die Uhr, es ist fünf Uhr zehn, ich stehe auf, setze mich an meinen Laptop und logge mich in die Datenbank der Hamburger Genealogen ein, bei denen ich seit kurzem Mitglied bin, um meine Familienforschung voranzutreiben, weshalb ich die Datenbank, die nicht mehr nur ihre, sondern nun auch meine ist, nun rund um die Uhr nutzen kann.

Ich suche nach Bruno Oswald Bornack und hoffe, es ist die richtige Schreibweise, er war der Grossvater meiner Mutter, also mein Urgrossvater mütterlicherseits. Er soll ein schnell aufbrausender Mann gewesen sein, kräftig und unbeherrscht. Er soll, was mir wiederum meine Mutter erzählt hat, die so gut wie nie über ihre Familie spricht, brüllend durch den Garten gerannt sein, wenn ein Kind es nur wagte die Hand nach einem der Äpfel an den zahlreichen Apfelbäumen auszustrecken; ich denke dabei an einen Bären, an einen Bärenmenschen, an jemanden mit dunklem Haar oder dunklem Fell, vielleicht habe ich mal ein Kinderbuch gehabt, «Bruno, der Bär», ein Buch mit dicken Seiten wie aus Karton, mir ist so, als würde ich mich daran erinnern.

Nur weiss ich von Bruno Oswald Bornack weder das Geburts- noch das Sterbedatum. Und die nächsten zwei Stunden klicke ich mich durch diverse genealogische Datenbanken, gewonnene, dem Schlaf abgerungene Zeit, die mich schliesslich zu drei Männern und einer Frau aus dem Ort, in dem auch Bruno Oswald Bornack gelebt hat, führt und die alle den Nachnamen Bornack tragen, ausgewandert zwischen 1926 und 1928 von Bremen nach New York: Arno, Erna, Walter und Willy Bornack, vielleicht habe ich entfernteste Verwandte in Amerika, wer weiss.

III.

«Da suchen Sie ja die Nadel im Heuhaufen», sagt Klaus Riecken, Genealoge und sozusagen Vereinskollege seit kurzem. Ein Profi, ein Kenner und Könnner, bei dem ich mich gemeldet habe, um mehr über Familienforschung zu erfahren, wobei ich nicht allein an Fakten interessiert bin, sondern ich möchte vor allem erfahren, wie es funktioniert, dieses Zusammenspiel aus Systematik und Bauchgefühl. Eigentlich wollte ich ihn besuchen, wollte den Vorortzug nehmen, wollte vormittags vor seiner Tür stehen, klingeln und «Ja, gerne, nur mit Milch» sagen, wenn er mir einen Kaffee anbietet. Aber wegen Corona, also Covid-19, und weil er siebzig Jahre alt ist, skypen wir und sehen uns das erste Mal im Leben nun jeweils auf einem Bildschirm, leicht verrauscht.

«Folgendes suche ich gerade», sage ich, nachdem wir uns warmgeredet haben und liefere die Stichworte: Gretel Bornack, Tochter von eben dem Urgrossvater Bruno Oswald Bornack, Schwester meiner Grossmutter diesmal mütterli-

cherseits, daher Tante meiner Mutter, meine Grosstante also – Riecken nickt knapp, Verwandtschaftsverhältnisse und wen man wie bezeichnet, sind ihm vertraut. Und diese Gretel Bornack, die vielleicht nur Grete hiess oder Greta, habe direkt neben der Dresdner Frauenkirche gewohnt, man hätte im Wohnzimmer am Fenster stehend auf die später so zerstörte und nur noch in Einzelteilen herumliegende Frauenkirche geschaut, hatte meine Mutter sich für mich überraschend erinnert, als ich sie neulich besuchte und einfach mal drauflos fragte, vielleicht hätte ich ja Glück. Aber an eine Hausnummer konnte sie sich nicht erinnern, als Kind achte man doch nicht auf Hausnummern, sagte sie fast

empört. Aber Rollschuh hätte man vor der Frauenkirche laufen können, auf den glatten, gut aneinandergesetzten Steinplatten des Kirchhofes, während dort, wo sie aufgewachsen war, wo der Bornack-Bär die Äpfel-pflückenden Kinder jagte, da hätte man das mit dem Rollschuhlaufen vergessen können, das seien

«Ein Genealoge ist ganz gegenwärtig und gleichzeitig der Zeit enthoben.»

ja nur sandige Wege gewesen, nichts als Sand, hatte meine Mutter erzählt. Und in mir wuchs die Hoffnung, dass ich die Erinnerungsmaschine meiner Mutter anwerfen könnte, wenn ich etwas über ihre Tante Gretel herausfinden könnte, die die Bombardierung Dresdens überlebt habe, irgendetwas finden, um den Bann des nicht-Erinnern-könnens, dem sich meine Mutter so unterordnet, ein wenig zu brechen.

«Sie können nach der Heiratsurkunde der Urgrosseltern schauen, also der Eltern dieser Gretel, manchmal hat man Glück, dass auf ihr später verzeichnet ist, ob und wann Kinder geboren wurden», unterbricht Klaus Riecken meine Überlegungen, und ich stelle wieder mein Bild scharf. «Und wenn Sie so die Geburtsurkunde finden, ist dort vielleicht wieder mit Glück ihr Todesdatum verzeichnet, auch das hat man manchmal später eingetragen.» Und er wird grundsätzlich: «Also: Wenn Sie sich von Standesämtern Urkunden schicken lassen, bitte diese immer mit Randbemerkungen kopieren lassen, das ist ganz wichtig: Die Randbemerkungen müssen mit.»

Er denkt einen Moment lang laut nach. Gibt es vor Ort vielleicht einen Heimatverein, hätte ich da schon mal geschaut? Oder einen Heimatforscher? «Ohne Namen ist natürlich schwierig», sagt er und ist wieder bei jener Gretel angekommen, lächelt und überlegt. Ob es Adressbücher von Dresden gebe, online verfügbar? Listen über damals Ausgebombte? «Unwahrscheinlich, aber man kann ja fragen», sagt er, wie man überhaupt immer fragen sollte. Sagt: «Ich fahre oft gut mit Dorfchroniken.» Und er strahlt nun jene robuste Zuversicht aus, die gestandenen Genealogen so eigen ist: Ganz gegenwärtig sein und gleichzeitig der Zeit enthoben, denn eines Tages werden sie schon auf das stossen, was sie suchen oder wie mir mal einer sagte, während sich auf seinem Laptop ein Stammbaum immer weiter verzweigte: Die Toten liefen einem ja nicht weg, man müsse sie nur finden.

Was mir an Klaus Riecken gefällt, was mich für ihn einnimmt: Er behält sein sich sammelndes Wissen nicht für sich. Er gibt es weiter, er teilt es, auch mit einem Laien wie mir. Er stellt es auf seiner Homepage zur Verfügung, zeigt es her; zeigt, was er herausgefunden hat, es soll in die Welt, soll sich verbreiten, seit er als 14-, 15-Jähriger mit seinem Vater mit dem Fahrrad erstmalig aufbrach, um nach Familienspu-

ren zu suchen; erste Station war ein Gasthof, den sein Urgrossvater führte und zwei Generationen davor, der Krug «Zum Pfeifenkopf».

Neulich etwa hat er sich die zum Glück verfilmten Kirchenbücher von Nortorf vorgenommen, der Ort und die Gemeinde, aus der ein Teil seiner Familie stammt, im ziemlich nördlichen Norddeutschland gelegen. Denn mit Geburtsdaten beginnt es auch in der Genealogie: «17 000 Geburten, alle übertragen in Excel, ein Projekt von sechs Jahren, nun ist es fertig und eine grosse Erleichterung», sagt er und schaut stolz. Nicht allein für ihn sei das eine grosse Hilfe, sondern für alle anderen, dass man nun nach Stichwort suchen kann, sind doch die Angaben sortiert nach Nachnamen, nach Ortsnamen, nach dem Nachnamen des jeweiligen Vaters und man nicht auf Kirchenbücher Seite für Seite starrt, wo es schnell vorkommt, dass man unkonzentriert oder müde in einer Zeile verrutscht, etwas übersieht und die Person, die man sucht, nicht findet, obwohl in diesem Fall ihre kirchlich verzeichnete Geburt notiert ist und einen diese Daten weiterbringen würden.

«Es gibt auch Erschütterungen, bei den Forschungen», sagt er später, schaut zur Decke, senkt dann den Blick, schaut zur Seite, während er erzählt: «Ich erfuhr eines Tages, dass es im Landesarchiv in Schleswig, zu dem Nortorf gehört, Entnazifizierungsakten gibt.» Und er lässt nach seinem Vater schauen; tatsächlich gibt es von ihm eine Akte, und sie hat 77 Seiten.

Er lässt sich diese kopieren und schicken. «Ich habe sie durchgeblättert und gleich gelesen, dass man ihn aus der Partei ausgeschlossen hat, dachte «Oh, ein toller Typ!».» Und er liest die Akte und alles wird anders: «Er hatte, es ist traurig, aber wahr, in der Gastwirtschaft etwas mit dem minderjährigen Hausmädchen angefangen, halb so alt wie er.» Deren Vater das öffentlich macht. «Das hat mich sehr mitgenommen, ein paar Tage habe ich gedacht «Mensch, Alter, was hast du nur gemacht ...»», sagt Klaus Riecken.

Aber das kann passieren, dass man Derartiges erfährt, das lässt sich nicht umgehen, immer wieder stosse man eben jenseits der puren Daten auf Dokumente, aus denen man bei aller Vorsicht der Deutung ableiten könne, was das womöglich für Menschen gewesen sein könnten, mit denen man verbunden sei; eine Fundgrube seien etwa lokale Gerichtsakten, mit überlieferten Verhören, Protokollen oder Urteilen, ob es um Aufsässigkeit gegen die gutsherrliche Obrigkeit ginge, Pferdediebstahl oder ausserehelichen Geschlechtsverkehr.

«Ich denke schon, dass ich dank der Familienforschung Teil eines grossen Ganzen bin, dass ich mehr Sicherheit im Leben gewonnen habe, weil ich weiss, was meine Ahnen gemacht habe, im Guten wie im leider nicht immer so Guten», sagt er. Und dass es toll sei, zu wissen, wer da war – vor einem.

«Was ist denn bei Ihnen noch offen?», frage ich, nachdem wir einen Moment geschwiegen haben und mir klar wird, wie sehr am Anfang meiner Familienforschung ich noch stehe. Und er setzt sich in seinem Stuhl aufrecht hin, neigt sich ein wenig zum Bildschirm vor: «Mein Grossvater mütterlicherseits kommt aus Ostpreussen, aus dem Memelgebiet, heuti-

ges Litauen, ich habe ihn nicht interviewt, obwohl ich das hätte tun können, ich weiss nicht, warum nicht, jedenfalls ist da noch alles offen.» Offen sei auch der Lebensweg der Grossmutter seiner Frau, die aus Mähren stammte, während der Grossvater seiner Frau aus Posen kam, auch da habe er noch nicht gesucht. «Und dann gibt es eine Suche, die ich gerne manchen würde, nach der Mutter meiner Mutter, also meiner Grossmutter, die ist unehelich geboren, ich habe versucht herauszufinden, wer der Vater ist, das ist eine Lücke, aber bisher war da nichts zu machen.»

Und so geht es immer weiter. Das Schöne ist ja, es hört nie auf. Immer gibt es neue Spuren, die weiterführen, die ins nichts führen, von wo aus es weitergeht in eine dann neue Richtung. Fünf Kinder zuhause, im Beruf als Lehrer unterwegs, manchmal sei lange nicht genug Zeit gewesen, seinen Forschungen nachzugehen, einfach keine Zeit, erzählt Klaus Riecken noch, dann die sechs Wochen in einer psychosomatischen Klinik, verlängert noch mal um zwei: «Ich habe das genossen, ich habe sehr viel gelernt und kam sehr stabil nach Hause.» Und wenn er es nicht gewusst hätte, dann wusste er es jetzt: «Sie müssen ein Hobby haben, wo Sie abtauchen können, das Leben ist weit mehr als nur Arbeit,

ich sage das auch immer meinen Kindern, die so eingespannt sind, immer sind sie eingespannt und haben zu tun, das hört einfach nicht auf», sagt er noch.

Also einfach woanders sein, wo immer man dann ist, denke ich und schau ihm beim Sprechen zu, hinter ihm ein Regal voller Bücher,

alles Titel, die er für seine genealogische Forschung braucht, Findbücher, Handbücher, Namensbücher und nicht zuletzt seine eigenen Veröffentlichungen. Seine Frau würde immer mal wieder fragen: «Was soll ich denn damit eines Tages machen?» Aber dafür hat er vorgesorgt – und er dreht sich um, zeigt auf die obere rechte Ecke des Regals, wo ein Zettel hängt: mit der Adresse der Hamburger Genealogischen Gesellschaft, in der Hoffnung, dass seine genealogischen Schätze im Falle des Falles am Ende in gute Hände kommen.

Wir verabschieden uns, ich schliesse Skype. Sitze da, schau auf den leeren Bildschirm, ich müsste jetzt aufstehen und tun, was ich zu tun habe, es ist mehr als genug, was anliegt. Aber ich bleibe sitzen, ich rühre mich nicht, ich stelle mir meine Mutter vor, wie sie in ihrer kleinen Wohnung von der Küche ins Wohnzimmer wechselt, wo in der Schrankwand aus hellem Holz die Familienfotos aufgereiht stehen: sie und meine Schwester, sie und mein Bruder, dann ein Gruppenbild nach dem letzten Geburtstag meiner Grossmutter, ich stehe in der zweiten Reihe in einem bunten Hemd, aber sonst gibt es kein Bild von mir und auch unsere länger verstorbene Schwester fehlt, irgendwas stimmt da nicht, ich werde versuchen herauszufinden, was und warum das so ist.

«Dank der Familienforschung bin ich Teil eines grossen Ganzen.»